

Der Wissenschaftler – dein Freund und Helfer?

Das Bild von den Wissenschaften als die grossen Problemlöser ist kein realistisches

Die Schweiz soll eine innovative Wissensgesellschaft sein. Doch das in der Öffentlichkeit vorherrschende Bild der Wissenschaften ist einseitig. Schuld daran sind auch die Wissenschaften selber.

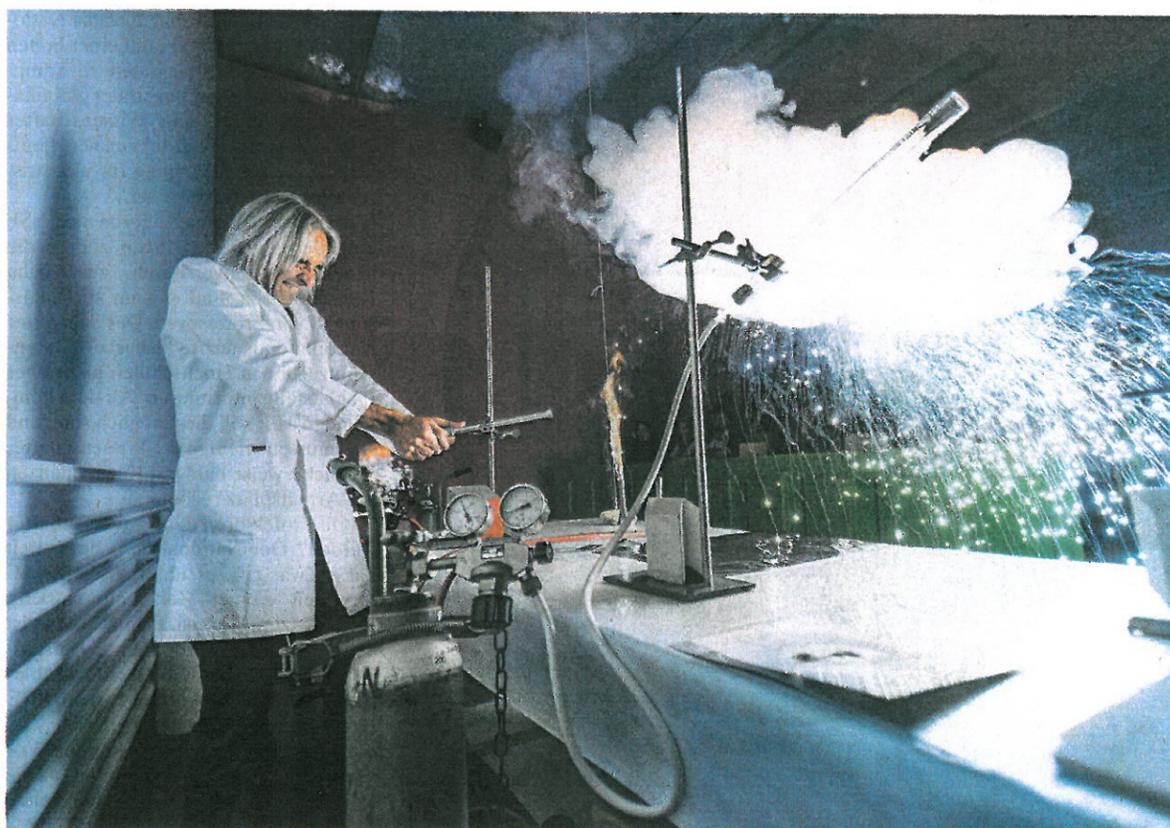
Urs Hafner

Vor kurzem kam in einer Talk-Sendung des Schweizer Radios ein denkwürdiger Dialog zustande. Danach gefragt, was sein Spezialgebiet sei, antwortete der geladene Philosoph: Phänomenologie. Darauf der Moderator, vom lachenden Publikum begleitet: «Phä-no-me-no-logie? Was ist das?» Nun lachte auch der Philosoph: Wenn er den Begriff erklären würde, dauerte die Sendung viel zu lang; die Phänomenologie sei eine andere Art, die Welt anzuschauen, eine Art Wahrnehmungstheorie. Der Moderator: «Und was bringt das?» Wieder lachte das Publikum. Der Philosoph: Sehr viel, es gehe um die subjektiven Momente unserer Wahrnehmung. Der Moderator: Das könne man also in der Psychologie anwenden?

Irgendwie dubios

Der Dialog bringt das Verhältnis von Geisteswissenschaften und öffentlicher Meinung treffend zum Ausdruck. Der Philosoph ist von Anfang an in der Defensive; er muss sich verteidigen. Der Moderator dagegen greift an; er spricht das Wort «Phänomenologie» wie den Namen einer exotischen Krankheit aus. Zwar ist der Begriff ebenso wenig geläufig wie das, was er bezeichnet, doch hätte der Gast «Quantenphysik» oder «Molekularbiologie» gesagt, hätte der Moderator anders reagiert, wahrscheinlich sachlicher, vielleicht bewundernd.

Der unter Legitimationsdruck stehende Philosoph changiert zunächst zwischen Kapitulation und Koketterie: Die Sache sei zu kompliziert, als dass man sie kurz erklären könne. Damit bestätigt er das Vorurteil, dass seine Tätigkeit irgendwie dubios sei. Dann versucht er, deren Wert hervorstreichend, kann aber nicht mehr aus der vom Moderator vorgegebenen Spur ausschere. Dieser bietet sich dem Publikum an: Er will nur den praktischen Nutzen und die Anwendung dieser Wissenschaft kennen. Die Frage, die der Philosoph aufzuwerfen versucht, dass man nämlich die Welt und ihre Gegenstände



Knalleffekte fürs Publikum: Chemie-Show an der Scientifica.

FRANK BRÜDERLI / UNIVERSITÄT ZÜRICH UND ETH ZÜRICH

verschieden wahrnehmen könne, übergeht er. Sich auf sie einzulassen, wäre ihm zu viel an Reflexion gewesen.

Neuerdings erklären die Eliten die Schweiz zur «Wissensgesellschaft». Demnach beruht der Wohlstand des Lands hauptsächlich auf dem Wissen, das an seinen Hochschulen produziert und dann in Dienstleistungsunternehmen, Industriebetrieben und Bildungsinstitutionen verarbeitet wird. Das Schlagwort der Wissensgesellschaft soll die identitäre Leerstelle auffüllen, die entstanden ist, als das Selbstbild von der autarken Agrarrepublik, das in der Schweiz bis zum Ende des Kalten Kriegs kultiviert wurde, zerfiel.

Die Rede von der Wissensgesellschaft suggeriert, dass das über keine Rohstoffe verfügende Land seine führende Position als Forschungsnation weiter ausbauen müsse. Es versteht sich von selbst, dass die Mitglieder der Wissensgesellschaft viel wissen und gebildet, also beispielsweise auch selbstreflexiv sind. Die Bedingung dafür ist natürlich, dass Wissen keine Ware ist, die man

einfach konsumieren oder kaufen kann. Unbestreitbar besitzt die Schweiz zwei hochangesehene Eidgenössische Technische Hochschulen sowie ein dichtes Netz guter Universitäten mit einem breiten Fächerkanon. Zudem belegt sie auf den internationalen Innovations-, Patent- und Publikationsranglisten die vordersten Plätze. Unbestreitbar ist aber auch: Die Wissensgesellschaft Schweiz ist, wie der Radiodiallog zur Phänomenologie belegt, bildungs- und wissenschaftsskeptisch – wenn man unter Wissenschaft mehr versteht als die technischen Wissenschaften. Ein Grund dafür liegt in der im europäischen Vergleich tiefen Maturaquote. Die unteren sozialen Schichten sind, wie Bildungsstatistiken belegen, praktisch ausgeschlossen von der Gymnasialstufe und der akademischen Welt. Die Schweiz ist denn auch gezwungen, sowohl einen beträchtlichen Teil des akademischen Nachwuchses als auch universitär gebildete Arbeitskräfte zu importieren. Das mag zwar im Moment ökonomisch vorteilhaft sein, ist aber auf die Dauer dem

Wohlergehen der Wissensgesellschaft abträglich, die doch auf das Wissen ihrer Mitglieder angewiesen wäre.

Von der Wissenschaftsskepsis betroffen sind jedoch nicht nur die Geisteswissenschaften, die in der Öffentlichkeit ohnehin nicht als richtige Wissenschaften gelten, weil sie keine objektiven Messungen durchführen, sondern auch die Naturwissenschaften. Davon zeugen paradoxerweise die vielen Veranstaltungen, an denen Hochschulen und Wissenschaften sich dem grossen Publikum dialogbereit präsentieren. Um dabei zu punkten, setzen sie vor allem auf ihre Praxistauglichkeit und Nützlichkeit. Doch beides gehört nicht zum wissenschaftlichen Kerngeschäft oder ist zumindest nur ein Aspekt davon.

Kürzlich fand an der Universität Zürich und der ETH Zürich wiederum die Scientifica statt, der grösste populäre Wissenschafts-Event der Schweiz. Dass an den «Zürcher Wissenschaftstagen» jeweils die Naturwissenschaften und die technischen Wissenschaften prominent vertreten sind, ist angesichts

«Effizient, rational, relevant?»

Christoph Hoffmann wünscht sich, dass die Leute sich von den Wissenschaften emanzipieren

Herr Hoffmann, als Wissenschaftsforscher haben Sie auch in Deutschland und in New York gearbeitet. Wie würden Sie das Profil umschreiben, das die Wissenschaften in der schweizerischen Öffentlichkeit besitzen?

Der Blick aufs Geld ist hier besonders wichtig: Man fragt danach, was ein Forschungsprojekt kostet. Und das Wissenschaftssystem ist noch fester an Vorstellungen von Nützlichkeit gebunden. Die Wissenschaften sollen in den Augen der Öffentlichkeit Probleme lösen, Gefahren abwenden, Orientierung leisten, das Leben verbessern und die Zukunft bewältigen.

Ein ambitiöses, aber einseitiges Programm, das der Vielfalt der Wissenschaften kaum gerecht wird. Manche Forscher interessieren sich ja einfach nur für eine alte Tonscherbe.

Tatsächlich ist das Bild der Nützlichkeit der Wissenschaften, das seit etwa 150 Jahren die öffentliche Wahrnehmung dominiert, unvollständig. Was nicht zu diesem Bild passt, wird übersehen – zum Beispiel die Tatsache, dass die Wissenschaften oft einfach so vor sich hindreihen, ohne dass sie grosse Entdeckungen machen. Dies zu akzeptieren, wäre für uns Laien beunruhigend, weil wir den Wissenschaften unterstellen,

dass sie effizient und rational funktionieren und uns relevante Antworten geben. Die Wissenschaften verlören die privilegierte Stellung, die sie in unserer sogenannten Wissensgesellschaft innehaben. Und wir müssten uns überlegen, was die Wissenschaften eigentlich sind und was sie können und was nicht. Für die Wissenschaftler jedoch wäre es eine grosse Enttäuschung, wenn das einseitige Bild korrigiert würde. Die zu hohen Ansprüche, die an sie gestellt werden, würden gemindert.

Wissenschafts-Events wie zum Beispiel die Scientifica, die von der Universität und der ETH Zürich organisierten Wissenschaftstage, vermitteln das Bild, dass die Natur- und Sozialwissenschaften höchst praxisrelevant sind – notabene mit der Unterstützung der auftretenden Wissenschaftler.

Das ist bedauerlich. Deren unrealistische Selbstbilder und die unrealistischen Erwartungen der Laien stabilisieren sich gegenseitig, dazu kommt ein wenig differenzierender Wissenschaftsjournalismus, der alle Disziplinen umfasst. Die meisten an der Scientifica gehaltenen Vorträge folgten dem Muster, dass die Natur- und Sozialwissenschaftler versprochen, für ein anstehendes Problem die Lösung zu kennen, sei es,

um den Klimawandel, den Krebs oder Erdbeben abzuwenden. Wir alle aber, Forschende wie Laien, wissen aus Erfahrung, dass für die versprochene Lösung meist der entscheidende kleine Schritt fehlt. Für diesen letzten Schritt vertragen uns die Wissenschaftler und Wissenschaftsjournalisten stets auf morgen: «Gleich werden wir so weit sein.» Dabei weiss doch jeder, wie unsicher der neuste Stand des Wissens ist,



«Wir Laien haben uns den Wissenschaften ausgeliefert.»

Christoph Hoffmann
Wissenschaftsforscher

wie vorläufig die neusten Erkenntnisse sind. Ich begreife nicht, wieso die Wissenschaftler dies der Öffentlichkeit nicht deutlicher sagen.

Wie würden Sie denn die Wissenschaften einem breiten Publikum präsentieren?

Die Wissenschaftler und die sie unterstützende Wissenschaftskommunikation sollten offenlegen, unter welchen

Voraussetzungen man zu welchen vorläufigen Ergebnissen gelangt ist – und welche Punkte berücksichtigt werden müssten, wenn man daraus weitergehende Konsequenzen ableiten will. Für die wissenschaftliche Politikberatung wäre das besonders wichtig.

Ein neues Format, das an Wissenschafts-Events praktiziert wird, ist der Science-Slam: Junge Forschende wetteifern auf der Bühne, wer sein Forschungsthema in zehn Minuten besser an den Mann bringt – das Laienpublikum bildet die Jury. Sehen Sie in dieser Performance eine witzige Übung oder eine unzulässige Verkürzung?

Das ist eine gute Sache. Komprimierung muss nicht notwendigerweise zu Komplexitätsreduktion führen. Man kann jede Forschungsarbeit kurz und in einfachen Worten zusammenfassen – wenn man genügend gedankliche Klarheit erreicht hat.

Ist der prototypische Wissenschaftler, wie er in der Öffentlichkeit präsent ist und wie er an Wissenschafts-Events wie der Scientifica dem Publikum präsentiert wird, ein Mann?

Wahrscheinlich ja. Ich unterscheide drei populäre Wissenschaftstypen, die allesamt männlich codiert sind: den Exper-

des Co-Organisators ETH keine Überraschung. Doch die Geisteswissenschaften und die Sozialwissenschaften sind nahezu inexistent. Offenbar gehen die Veranstalter davon aus, dass sie nicht repräsentativ für «die Wissenschaften» sind – oder dass ihre Präsentation das Publikum langweilen oder gar irritieren würde. Und das darf nicht passieren. Daher werden denn auch die Naturwissenschaften und die wenigen Sozialwissenschaften von ihrer besten Seite gezeigt: Sie dürfen demonstrieren, dass sie den Menschen für die praktische Lösung der drängendsten Probleme dienen. Mit ihnen kann man den Klimawandel bekämpfen und gegen Alterskrankheiten, Frühgeburten, Terrorismus und Erdbeben vorgehen.

Kein Platz für Grübler

Mag sein, dass an den vielen Ständen, an denen Laien und Forschende miteinander ins Gespräch kommen, von Letzteren auch das Faktum des stets unsicheren Erkenntnisgewinns und der Unsteuerbarkeit der Wissenschaften erörtert wird, doch das offizielle Bild vermittelt etwas anderes: Die Wissenschaften sind ein spektakuläres, erfolgreiches Unterfangen, wobei Erfolg mit technischer Beherrschbarkeit in eins gesetzt wird. Auf der Bühne führten Roboter ihre Kunststücke vor, während die sie fernsteuernden Forschenden hinter dem schwarzen Vorhang verborgen blieben und der Moderator die zahlreich anwesenden Kinder infantilierte, indem er ihnen Naivität und Unwissen unterstellte – ausgerechnet den Kindern, deren Neugier jeder Forschung ein Vorbild sein könnte. Im «Science Talk» erzählte ein Westschweizer Astronaut, dass man im Leben alles erreichen könne, wenn man nur wolle. Der ältere Moderator sagte, der Beruf des Militärpiloten sei für jeden Buben ein Traum.

Die Scientifica ist kein Einzelfall. In den einschlägigen Museen und an Wissenschafts-Events wird immer wieder das Bild des Wissenschaftlers als Berufsmann kultiviert, der technische Hindernisse meistert. Die theoretischen, intellektuellen und grüblerischen Seiten der Wissenschaften sind ebenso wenig ein Thema wie ihre Monotonie, ihre Routine und ihr Scheitern. Um in der bildungsfeindlichen Wissensgesellschaft populär zu sein, präsentieren die Wissenschaften dem Publikum ein unrealistisches Selbstbild.

ten, der in der Schweiz besonders beliebt ist, den «mad scientist» und den weltfremden Gelehrten. Das Wissenschaftssystem wird gemeinhin als Raum gedacht, in dem sich männliche Eroberungs- und Abenteuerlust verwirklichen können. Der ideale Wissenschaftler ist der gute Vater, der alle Probleme löst. Eigentlich ein trauriges Bild.

Wieso traurig?

Weil wir Laien uns den Wissenschaften ausgeliefert haben. Ich wünschte mir, wir könnten die Probleme, die uns im Alltag beschäftigen und zu deren Lösung die Wissenschaften vielleicht etwas beitragen können, selbst artikulieren und ein Stück weit auch selbst lösen. In Bezug auf die Gesundheit etwa haben wir das Heft aus der Hand gegeben: Was gesund ist und was nicht, definieren die Medizin und die mit ihr kooperierenden staatlichen und supra-staatlichen Institutionen wie das Bundesamt für Gesundheit oder die Weltgesundheitsorganisation. Ob wir uns gesund fühlen, sollte nicht zuerst die Medizin entscheiden, sondern jeder Einzelne.

Interview: Urs Hafner

Christoph Hoffmann ist Professor für Wissenschaftsforschung an der Universität Luzern. Soeben ist sein Buch «Die Arbeit der Wissenschaften» erschienen (Diaphanes-Verlag).